Guy Helminger
Die Lombardi-Affäre
Roman
CAPYBARA BOOKS

2.

»Was Lombardi heute macht, weiß ich nicht. Ich habe das Ganze zuletzt nicht mehr verfolgt. Ich hatte das Gefühl, es sprengt mich auseinander. Jedes Mal, wenn ich davon las, und die Zeitungen waren wochenlang voll von dieser Affäre, spürte ich Risse in mir, als zögen undefinierbare Kräfte an meinen Extremitäten. Ich selbst hatte mit der Geschichte nicht das Geringste zu tun, René Haber auch nicht. Wir machten unsere Sendung.«

»*Angeklagt* habe ich immer gerne gesehen«, sagte Dr. Laurent, »nicht nur die Rekonstruktion der Kriminalfälle, die Details waren wirklich gut recherchiert, auch die Gespräche zwischendurch im Studio mit den Anwälten, den Zeugen, den Psychologen.«

Das letzte Wort betonte Dr. Laurent eigenartig, indem er den Klang am Ende hochschnellen ließ. Ich wusste nicht, ob er die Berufskollegen so ironisierte oder seine Solidarität ausdrückte und Stolz in seiner Stimme lag.

»Ich hätte auch gerne weitergemacht«, sagte ich. »Ich will nicht behaupten, dann säße ich jetzt nicht hier, aber vielleicht trifft das doch den Nagel auf den Kopf. Irgendwann ist halt Schluss. Da musst du reagieren. Position habe ich in der Lombardi-Affäre natürlich sehr wohl bezogen, damals. Diese Art des Boulevard-Journalismus ist mir zuwider und ich habe mich immer gefragt, was in Menschen wie Juliette Narko oder auch in ihrem Chef Franz Kronz vor-

gegangen sein mag, als sie das Interview mit Lombardi führten und später zusammenschnitten und manipulierten. Haben sie wirklich nicht nachgedacht oder war ihnen die Moral angesichts einer guten Story, auch wenn sie erfunden war, egal?«

»Da steckt man nicht drin«, antwortete Dr. Laurent, offensichtlich nur, um etwas zu sagen.

»Ich habe keine Ahnung, was die beiden heute arbeiten«, log ich, dachte, dass es merkwürdig ist, in die Zukunft blicken, ja sie gar frei gestalten zu können, aber das, was passiert ist, nur als Bruchstück auszumachen und kaum fähig zu sein, all die Verbindungen zu durchschauen, obwohl man es will. Ich konnte Juliette Narko in diesem Moment in einem Büro einer Firma in Stuttgart sehen. *Zukunftsfähige Raum- und Infrastrukturentwicklung in schnell wachsenden urbanen Räumen* stand auf deren Webpage. Aber ich konnte nicht sehen, was Juliette Narko dazu bewogen hatte, Angelo Lombardi so zu nerven, dass er für einige Sekunden die Contenance verlor. Dazu müsste ich zu viele Dinge aufschlüsseln, von Griechenland, wo Juliette zehn Jahre zuvor ihren Urlaub verbracht hatte und mit einem Boot gekentert war, bis hin zu ihrer leidenschaftlichen Sammelwut von Schneekugeln, die ihre Freunde ihr aus der ganzen Welt mitbrachten und die bereits eine Wand ihres Wohnzimmers einnahmen.

Genauso Kronz. Er hatte sich einen Reiterhof gekauft und pflegte seine Pferde in einem kleinen Dorf im Ösling. Momentan saß er im Wintermantel auf einer Bank im Innenhof und überlegte, ob er auch dieses Jahr, genau wie letztes, wieder Blumenrohr in die Töpfe am Eingang pflanzen sollte. Aber was in seinem Kopf abgelaufen war, als er das aufgezeichnete Bildmaterial bekommen hatte, blieb

mir ein Rätsel. Hing seine Besessenheit für das Fahrradfahren damit zusammen, seine Verehrung für die Schleck-Brüder? Oder war seine Schwester, die in Ägypten eine Bohnenplantage betreut, zum Teil mitverantwortlich für das Ausschalten des Realitätssinnes? Damals im September 2016 sprach noch niemand von alternativen Fakten. Aber genau darum ging es, um Verlogenheit.

»Was ist mit dem Polizisten, dem ich in den Fuß geschossen habe?«, fragte ich.

»Er hat den großen Zeh verloren«, erwiderte Dr. Laurent, »aber er wird wieder gehen können.«

Ich verbot mir, im Fall des verletzten Polizisten weiter zu schauen als bis in die gerade angebrochene Stunde, in der er auf Krücken zum Briefkasten vors Haus lief und zum wiederholten Male nachsah, ob er Post bekommen hatte, wohl wissend, dass der Bote immer schon am späten Morgen kam und um die jetzige Uhrzeit niemand mehr etwas in den Schlitz werfen würde.

»Das Haus erinnert mich an unseres, als ich klein war«, sagte ich.

Auf Dr. Laurents Frage, welches Haus ich meinte, ging ich nicht ein.

»Wir besaßen das Haus nicht«, sagte ich stattdessen, »wir hatten nur eine Wohnung darin gemietet. Mein Vater arbeitete als Elektriker im Stahlwerk und wenn er gegen halb drei nach Hause kam, tischte meine Mutter ihm das Essen auf und ich aß mit, aß ein zweites Mal zu Mittag. Als Kind war ich ziemlich dick, müssen Sie wissen. Essen war in unserer Familie sehr wichtig, nicht die Ernährung, das Essen. Ich würde nicht sagen, dass meine Mutter eine gute Köchin war. Sie kochte das, was mein Vater mochte. Sie kochte es so, wie mein Vater es mochte. Und das war

keine Filigranarbeit. Alles schwamm in Soße, die Nudeln so weich, dass sie auf der Zunge zergingen. Salat auf dem Tisch hatte ich nie gesehen, bis ich die Kantine der Universität kennenlernte. Mein Vater sagte oft zu mir, wenn ich Püree mit Bratensoße und Würstchen in mich hinein schaufelte: ›Iss nicht zu viel, es gibt noch Nachtisch.‹ Heute wäre so ein Satz kaum mehr denkbar. Aber damals in den Sechzigern war der Nachtisch heilig, eine Belohnung. Und Zucker ein Heilmittel für alles. In China finden Sie übrigens auch heute noch kein Brot, das nicht gesüßt ist, vielleicht in speziellen Läden, aber nicht in den Bäckereien, nur pappiges Weißbrot und gezuckert.

Ich war ziemlich dick und mein Vater ein ziemlicher Sturkopf. Vielleicht dachte er, ich würde gehänselt, vielleicht war es ihm deshalb so wichtig, dass ich mich wehrte. Während wir aßen, hat er mir ständig Geschichten von sich oder anderen Männern, es waren immer nur Männer, erzählt, die aufmuckten, sich nichts gefallen ließen. Wenn ich morgens zur Schule ging, begleiteten mich diese Männer und ich fühlte mich beschützt. Was auch hieß, dass ich Schutz brauchte. Ich hatte nie Schwierigkeiten mit anderen Schülern, musste mich nie prügeln, vielleicht, weil jeder an meinem Gang merkte, dass ich nicht allein unterwegs war. Aber ich selbst fühlte genau das Gegenteil, sah überall Gefahren, wo keine waren, hatte permanent Angst, die Männer würden mich verlassen. Und ich bin mir sicher, hätte jemals ein Mitschüler es auf mich abgesehen gehabt, wären die Männer sofort verschwunden gewesen und ich hätte mir vor Angst in die Hosen gepinkelt. Oft denke ich, diese ganzen Erzählungen von Männern, die sich wehren, haben mir die Welt zur Wunde gemacht, dafür gesorgt, dass ich erst übervorsichtig wurde, mich zu-

rückzog, dass ich bald keine Freunde mehr hatte. (Auch so ein Spruch meines Vaters, den ich täglich hörte: ›Die Freunde sind alle im letzten Krieg gefallen.‹) Um dann Jahre später jede Vorsicht über Bord zu werfen und den Kahn rücksichtlos in die Fluten zu steuern. Vielleicht hatte das aber auch mit meiner damaligen Freundin zu tun. Marie-Ange war ein ziemliches Tier.«
Dr. Laurent schaute auf sein Phuket-Bild mit sich und seiner Frau im Vordergrund.

Ja, Geraldine Pralo war auf ihre Weise auch ein Tier, ein Arbeitstier. Sie holte sich die Anerkennung, die für sie lebenswichtig war, aus Konferenzen und Projekten, aus Räumen, wo es den anderen zu eng wurde, von Tischen, an denen sie auftrumpfte. Dafür opferte sie ihre Beziehung mit Marc Laurent, ohne es auch nur zu bemerken. Hätte jemand sie gefragt, was ihr Mann arbeitet, hätte sich ihre Antwort im Satz »Er ist Psychologe« erschöpft. Was er als Psychologe tat, setzte sie sich aus Fernsehausschnitten und Filmsequenzen zusammen, ohne je in die Tiefe der menschlichen Psyche einzudringen. Auch Marc Laurents Büro, das sie noch nie betreten hatte, sah für sie aus wie die Sprechzimmer, die das Kino ihr vorgesetzt hatte. Manchmal, wenn sie an einem Samstag gemeinsam in den Filmpalast gingen, was sehr selten vorkam, und ein Psychologe auf der Leinwand auftauchte, korrigierte Geraldine ihr Bild dieses Arbeitszweiges und auch das Aussehen der Räumlichkeiten ihres Mannes. Sie wäre keineswegs darüber überrascht gewesen, dass das Bild, das sie sich machte, fast zur Gänze mit den tatsächlichen Begebenheiten übereinstimmte.
Einmal hatte Dr. Laurent die Kinderfrage gestellt, woraufhin Geraldine ihn angesehen hatte, als überdenke sie

die Möglichkeit, ihren Mann in die Psychiatrie einweisen zu lassen. Geantwortet hatte sie, sie sei müde, müsse früh raus, das könnten sie am Wochenende besprechen.
Dr. Laurent hatte das Thema am Wochenende nicht noch einmal aufgegriffen, es vielmehr fallen gelassen, weder erwähnt, dass er gerne zu Hause bleiben und beruflich kürzertreten würde, noch, dass er sich schon immer gewünscht hatte, Vater zu werden, um das zu begradigen, was sein eigener Vater verbogen hatte.

»Es ist nur eine Vermutung, aber Kinder wehren sich, damit sie nicht zu nahe am Stamm liegen bleiben«, fuhr ich fort. »Oft kommt das Gegenteil von dem heraus, was die Eltern beabsichtigten. Was mein Vater geschafft hat, ist, dass ich nie vorhatte, in seine Fußstapfen zu treten und Elektriker zu werden. Er hätte mich gerne als Anwalt oder Arzt gesehen, obwohl er auch über Anwälte und Ärzte schimpfte. Er schimpfte über alle und jeden. Vor allem über Künstler. Persönlich kannte er natürlich keinen. Die Männer, die er kannte, wehrten sich, die malten keine Landschaften. Als er in der Zeitung las, dass das Bildnis der Ginevra de' Benci von Leonardo da Vinci für fünf Millionen US-Dollar verkauft worden war, da verschlug es ihm den Appetit. Ich erinnere mich, wie er erst aufbrausen wollte, dann nur den Kopf schüttelte, mich zur Seite schob, sich in den großen Sessel im Wohnzimmer setzte und vor sich hinstarrte. Er sah die ehrliche Arbeit hingerichtet und witterte darin eine Dekadenz, die er als solche nicht zu bezeichnen gewusst hätte. Aber sein Gefühl sagte ihm, dass die Gesellschaft, die ihm vorschwebte, vor die Hunde ging, wenn man für eine Pinselei mehr bezahlte, als er in seinem ganzen Leben würde zusammentragen können. Drei Jah-